

(Nachdruck verboten.)

86] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Der Grüne winkte mit der Hand, die unverhältnismäßig groß und starkfingerig war und mit den krümmgewachsenen Nägeln der Krallen eines Raubvogels gleich.

„Dat kommt! det kommt allens zu seine Zeit! Vorleisig biste mir noch viel zu link!“ Du wirst ja rot, wenn Dir 'n Freier auf de Straße nachspannt! . . . Wie wa neulich ieban Belljanzplatz jejangan sind, da hab ic woll jesehn . . . Natürlich! Dumm wat ja ooch! Hier in Berlin muß ic iebahaupt bloß im Dunkeln wandeln . . . Un wir beede zusammen, det hat doch keen Zweck, det Du auch erst so'ne haushohen Lampen*) kriechst, denn kenn wa janischt mehr machen . . . Aber 'ne Binde*) kanntste ma jem! Ic kann nicht ausbaldewern, weil ic mir nich bei Tom*) raustrauel Gaste denn nich noch 'n bisken sowat uff Lager, Du, was?“

„Na, wir müssen doch aber noch Geld hab'n?“ sagte Georg nicht sehr zuversichtlich, „det kann doch noch nich alle sind!“

„Wat Du schlau bist!“ höhnte der Grüne, „meenst vielleicht die Dinger heken bei mir oda ic hab' 'n Dufaten-scheißer?! Ja? Na, denn quatsch doch nich so demlich, Mensch! Du dabrauchst doch jenuch! Du un det Meechen!“

Ärgerlich rückte sich Georg aus einer lässigen Stellung empor.

„Det brauchste mir bloß noch een eenziget Mal zu sagen, Heinrich! Denn is 't alle! Ic habe jenuch davon! Ne det will ic nich mehr heren! Wat denkst Du Dir denn eintlich? Een Wocht von mir un ic kann leben wie'n Graf! Die wart doch bloß dadruff, die Schwarze, det se mir wat jeben darf! . . . Vorhin noch wieder! „Hier,“ sagt se, „nimm doch,“ sagt se, „Du beleidigst mir dadurch!“ Un ic wollt et bloß nich, meent se, weil ic Angst hätte, sie könnte mir mal später vermaffeln, wejen Zuhälterei un so, aber ehe wurde sich die det Leben nehmen, ehe se mir wat antäfel! . . . Ja, un det hat se nich eenmal jesagt, det is jeden Tag wieder dieselbe Medel! . . . Un ic bin 'n Duffel, det ics nich tue, det ic nich zurjefel! . . . Wer hält mir denn? Vielleicht, det ic mir von Dir jeden Dach de Ohren vollblasen lassen soll, ic täte nischt, ic arbeetete nich! . . . Wat heekt 'n da iebahaupt arbeeten? Arbeetst Du denn etwa?“

Der grüne Heinrich drehte nur seinen runden Kopf, der bislang mit einem halben Grinsen vor sich hingeblickt hatte, zur Seite, nach Georg hin und sagte zwischen Zähnen:

„Na jewiß arbeet ic! Wat 'n sonst! . . . Du denkst vielleicht, arbeeten det heekt bloß 'n janzen jeschlagenen Dach an de Maschine stehn, oder uff'm Komtorschommel hucken oder so . . . Aber weest, so arbeet 'n Dasse ooch! Davor dank ic! Ic untannehme wat! Ic muß mein Kopp anstreng'n! Vorher un noch bei de Arbeit! Un wenn ic denn dabei bin, denn duffl ic nich etwa wie 'n Kerl mit Frühstück, Mittag und Besper, nee dern heekt's alle Kräfte anspann! Denn mach ic det, wat 'n ander nich in zwe Dage schafft, in suffzehn Minuten! Denn arbeet ic eben! Un dabei muß ic vier Dogen hab'n, zwee vorne und zwee uff'n Rücken! Un muß in jede Minute wissen, wat los is und wat ic zu tun habe! Det kost Nerven, sag' ic Dir! Da mußte Kraft ham! Un muß jeschickt sind! Un muß wat vastehn! Un darfst Dir vor kein Deibel nich jraun! . . . Denn kommt eener, denn . . .“

Der grüne Heinrich kniff plötzlich, als er im Begriff gewesen, mehr zu sagen, als er eigentlich wollte, die Lippen zusammen. Dann fuhr er in einem ganz anderen Tone, noch leiser redend, fort:

„Gaste iebrigens in de Szeitung jlesen, heite Morjen? Se ham ne neie Spur, schreibt da eena, in de Einbruchssache bei Krause . . .“

Georg ward auf einmal ganz blaß.

„In de Fabrik? In meine Fabrik? . . .“

„Na ja,“ sagte der Grüne mit rohem Lachen, „Mensch, tu doch nich so demlich! In Deine Fabrik! . . . Deine Fabrik is doch nich! . . . Ic doch Krause seinel! . . .“

*) ungeschickt. *) in Verdacht kommen. *) Gelegenheit, Nachweis zum Diebstahl. *) bei Tag

„In de Fabrik!“, sagte Georg nochmal und in seiner Erinnerung lebte die Stunde wieder auf, die ihn mit diesem da so fest verbunden hatte . . . Wochenlang hatte der grüne Heinrich ihn zu nichts gedrängt. Er kleidete ihn ein, kaufte ihm Wäsche, Güte und Stiefel, er gab ihm Geld und wieder Geld, ohne den geringsten Gegendienst dafür zu beanspruchen.

Und Georg, der solange im Elend gelebt, der den Hunger kennen gelernt und die ärgste Not, der dachte an nichts anderes mehr als an diese angenehme, freudvolle Gegenwart. Manchmal kam es ihm zum Bewußtsein, daß jede Leistung ihre Gegenleistung verlange und daß der grüne Heinrich gerade nicht der Mann sei, umsonst den Wohltäter zu spielen. Denn Georg war sehr aufmerksam, um nicht sehr bald den Sinn dieses Kalthergigen zu verstehen, der das Verbrechen mit erstaunlichen Theorien verteidigte und die verachtete, die ihr Brot durch Arbeit erwarben.

Aber konnte man sich vor der Zukunft fürchten, wo das Leben so schön war und wo es jeden Tag so viel zu erleben gab! Das leidenschaftliche Herz des einstigen Arbeiters, der rasch begriff, wie süß das Nichtstun ist, brauchte nach einer neuen Liebe nicht zu suchen. Georg sah so vorzüglich aus und ragte durch seine friische, noch ganz ungebrauchte Männlichkeit so hervor unter diesen Tagedieben und Nachtschwärmern, daß die Frauenherzen sich ihm leuzend öffneten. . . . Er aber wählte die blasse, schlaffe, schwarze da drüben, die er jetzt ansah und die ihm zulächelte . . .

„Gätt' er sie früher gehabt . . . ehe der Grüne kam . . . ehe der . . .“

„Du heerst woll janich, wat ic sage?“ fragte der grüne Heinrich.

„Doch, ich denke bloß nach, was se damit meinen . . . in de Zeitung . . . an mir kann doch dabei eintlich keener denken!“

„Woso denn nich? Du bist doch dajewesen! Hast Dir nichtiebig jemacht bei Deine Kollegen durch die dufflige Rede —“

„Die war nich dufflig! . . . war ganz richtig!“

„Scheen! Aber bloß Du hättest ihr nich halten dürfen! Na, un rausjeflogen biste doch, weil De schon mal jess'n hast, von wejen Hehlerei! . . . Na, un da kann doch eener so leicht uff die Idee kommen!“

Georg brummte vor Unwillen. Er wollte nicht daran glauben, daß die Kriminalpolizei bei dem Einbruch in der Knopffabrik an ihn als den Täter denken könnte. . . . Er war ja auch gar nicht dabei gewesen! Nur gesagt hatte er dem Grünen, daß er dort gearbeitet hätte und wie die Vertlichkeit dort beschaffen wäre. . . . Der hatte ihn so gesprächsweise danach gefragt. Georg merkte erst gar nichts, bis der Grüne wissen wollte, was denn das für ein Geldschrank sei, der dort im Kontor stände? Da hatte Georg gezögert, denn er sah allmählich den Zweck der Frage. . . . Aber die Auskunft zu verweigern, das hatte er nicht gewagt. Und als er den anderen gefragt hatte, er wolle doch nicht etwa da einbrechen, da hatte der Grüne mit einem bösen Lachen geantwortet: ob Georg etwa glaubte, daß sie von der Luft lebten? Gewiß wolle er ein Ding drehen und eins, was sich gewaschen hätte! Sellwig solle ihm nun mal gefälligst ganz genau sagen, was da los wäre! Er hätte ja nichts weiter dabei zu tun! Und wenn's wirklich rauskäme, könne ihm auch keiner was beweisen! . . . Und wie Georg da noch zögerte, meinte der Grüne, wenn er so'n schlapper Hund wäre, dann sollte er gefälligst teilachen!) Er hätte die Neese pleng von ihm!

Wer Zweifel in seinen Mut setzte, konnte Georg Sellwig zu allem bestimmen. Ohne Jaudern schilderte er rum ausführlich die Gelegenheiten im Lokal der Firma Krause u. Co. und erzählte — was den Grünen besonders interessierte — daß der Geldschrank noch einer von der älteren Art wäre, mit einem in Eisen gegossenen Schmudauffay und scharfen Ecken und Kanten. . . .

„Det wollt ic wissen!“ hatte der grüne Heinrich gesagt. „Denn det is nemlich de Hauptsache! Mit mein Tanteleisch*) is et man mau . . . ic muß ersicht wieder mal nach Neijork! . . . Wie ic't lektmal alle jeworden bin, ham se mir doch den

*) machen, daß er fortläme. *) Einbruchwerkzeug.

Janzen Klamouif¹⁾ jespippt. Aber 'n paar anstendje Schinken²⁾ un 'n Bricker³⁾ die hab ik ma fabore jelegt⁴⁾ un mehr brauch ik bei der Zeschäft nich! Willste zukiefen, ja?"

Georg Hellwig mußte diese Frage wohl mit einer so deutlichen Gebärde des Zurückschreckens beantwortet haben, daß der Grüne mit einem so höhnischen Lachen sagte, er dächte auch gar nicht daran, ihn mitzunehmen.

Und jetzt, jetzt hatte die Polizei Verdacht geschöpft, daß er, Hellwig, der Räter sein könne? Oder wollte der Grüne ihm bloß Angst machen? Aber nein, er sagte doch, es stände was davon in der Zeitung? Verdamm, da mußte er ja darauf gefaßt sein, daß er morgen oder übermorgen früh wieder aus dem Bette geholt und auf die Wache geschleppt wurde! Eine gräßliche Angst packte den starken Menschen, er atmete schwer, indes der andere ihn mit hämischem Grinsen betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Natur des Mittelmeergebietes und ihr Einfluß auf ihre Bewohner und Geschichte.*)

Eine Beobachtung der Erdoberfläche läßt die Reihe der Mittelmeere sofort in die Augen springen, die den ganzen Erdball umziehen. Das uns nächstliegende Beispiel, das Mitteländische Meer, findet in dem Roten Meer und dem persischen Golfe seine Fortsetzung. Im Osten treffen wir das Mittelmeer zwischen den Kontinenten Asien und Australien, und im Westen das amerikanische Mittelmeer. Diese Mittelmeere haben für das Klima eine ungeheure Bedeutung. Wären sie nicht vorhanden, so würde dort Steppe und Wüste heimisch sein. Sie sind in ihren Gegenden die Kulturbringer. Aber nicht nur auf das Klima haben sie einen Einfluß. Sie dienen auch in hervorragendem Maße als Verkehrsstraßen. Im Altertum spielte sich der größte Teil des Verkehrs auf diesen Mittelmeeren ab.

Damit aber die Mittelmeere auch wirklich Verkehrsstraßen bilden konnten, mußte der Mensch die Kunst, das Meer zu befahren, gelernt haben. Und diese Kunst hat er in den Mittelmeeren gelernt. Die Wiege unserer modernen Kultur liegt ja ebenfalls in einem Mittelmeere, nämlich in unserem Mitteländischen Meere. Im Altertum war es der eigentliche Schauplatz für die kulturelle Tätigkeit der Menschen. Noch im Mittelalter fianden die Mittelmeerlande an der Spitze der Zivilisation und der Kultur. Erst als die großen Entdeckungen kamen, die ganz neue Welten erschlossen und den Tätigkeitsdrang dorthin ablenkten, verlor das Mitteländische Meer seine bevorzugte Stellung. Trotzdem stehen wir vollständig auf der Kultur der alten Mittelmeerlande.

Eine genauere Betrachtung der Gestaltung des Meerbeckens des Mitteländischen Meeres lehrt, daß es eine außerordentlich mannigfaltige Gliederung aufweist. Zahlreiche Inseln, Halbinseln und unterseeische Schwelven sind vorhanden, und die dazwischen liegenden Becken sind verhältnismäßig außerordentlich tief und steil. Sie kennzeichnen sich als Einbrüche, und die Einbruchbecken kümmern sich nicht um die großen Flüge, die sonst die Oberfläche der umliegenden Gebiete namentlich im Gebirgsbau aufweisen. Das bedingt schon eine ungemein reiche Gliederung der Umrisse des Meeres, und damit auch des Landes. Am besten kann man das an der Spitze der Balkanhalbinsel beobachten.

Aus der Steilheit des Abfalls der Meeresscheiden erkennt man, daß diese Becken noch sehr jung sind, denn sie sind eben durch die ausgleichenden Einflüsse des Wetters, des Wassers usw. noch nicht abgetragen. Diese jugendliche Schroffheit ist aber auch der Grund für die wunderbare Schönheit der Gestaltungen im Mittelmeergebiete. Dieser Schönheit wirken aber auch einige Momente entgegen. Da ist erstens zu nennen die weite Verbreitung des Kalksteins. Die Kalkgebirge sind stets nackte, steile und öde Gebilde mit jähen Schluchten; weite Kalkflächen gar sind geradezu kulturfeindliche Landschaften, die einen halben Wüstencharakter tragen. Man kennt sie als Karstlandschaften mit spärlicher und dürftiger Vegetation. Der Grund für diese Erscheinung ist darin zu suchen, daß das Wasser den Kalkstein auflöst. Das Wasser sinkt dann in die Tiefe und verliert sich dort. So verschwinden ganze Wasserläufe im Kalkgebirge, manchmal in Höhlen und Spalten, um anderwärts wieder zutage zu treten.

Eine vermittelnde Stellung zwischen den Fruchtlandschaften des Mittelmeeres und den Karstländern bilden die Mergellandschaften (Tertiärlandschaften). Der Mergel ist ein an sich fruchtbarer Boden. Unter dem Einflusse des Wassers und der Hitze überzieht er sich aber mit einer Art Steinkruste, die keine Vegetation aufkommen läßt, wo sie einmal untergegangen ist.

Ein Zeichen der geologischen Jugendlichkeit des ganzen Mittelmeeres sind auch die Vulkane, die hier in den verschiedensten Formen vorkommen und sich im Feuer, im Aetna und den unterseeischen italienischen Vulkanen verkörpern. Sie sind die Ueberbleibsel aus den früheren Erdperioden. Noch schlimmer aber als Vulkanen sind ihre verheerenden Wirkungen sind die Erdbeben, die anzeigen, daß hier die Erdschollen aus ihrer Bildungszeit noch in erheblicher Bewegung begriffen sind. Es ist kein Wunder, daß diese Beben gerade in den fruchtbarsten Gegenden vorkommen oder vielmehr dort ihre zerstörenden Wirkungen am bestigsten zeigen. Denn gerade dieser lockere Boden ist, wie auch besonders das St. Francisco-Erdbeben erwiesen hat, der ungünstigste für die darauf befindlichen Gebäude.

Im Gebiete des Mitteländischen Meeres beobachtet man eine allgemeine Senkung des Landes, so daß das Meer zu steigen scheint. Man erkennt darin ein Nachklingen der Senkungen, die in prähistorischer Zeit stattgefunden haben und noch lange nicht zur Ruhe gekommen sind. Diese Senkungen komplizieren die Küstengestaltung ganz außerordentlich, und die so entstehenden „Ingressionsbuchten“ bilden die gewaltige Fülle von Häfen, die wir namentlich an der Balkanhalbinsel bewundern müssen. Man kann sie als Häfen gar nicht alle ausnutzen, so zahlreich sind sie. Es ist daher auch kein Wunder, daß sie der beste Anreiz zum Festsetzen einer ausgedehnten Piratenherrschaft gerade im Mittelmeere waren. Die Senkungen lassen aus Flußtälern oft Buchten und sogar Meerengen entstehen, wie es z. B. am Bosporus der Fall war. — Wo die Küste gerade war, schafften die Meereswogen sich schwach geschwungene Buchten in Vogenformen, die für ganze Küstenstrecken des Mitteländischen Meeres charakteristisch sind. Diese Vogenbuchten sind naturgemäß als Häfen wenig geeignet, weil sie eben keinen genügenden Schutz für die einlaufenden Schiffe bieten.

Die eigentlichen Meeresprodukte haben auf die Kultur der Mittelmeerlande keinen erheblichen Einfluß ausgeübt. Das Wasser ist zu warm, als daß es für ein mannigfaltiges und reiches Fischleben in Betracht käme, und das Meer selbst ist gegen den Atlantischen Ozean zu sehr abgeschlossen, als daß es sein Wasser austauschen könnte und so die belebende Frische mitbrächte, die gerade die Fischfauna braucht. Unsere nordischen Meere sind sehr viel fischreicher und für die Kultur unserer Länder bedeutender. Nur ein einziges Produkt spielt eine erhebliche Rolle, nämlich das Salz. Das Klima im Sommer gestattet, das Meeressalz durch einfaches Verdunsten an der Luft zu gewinnen. Das geschieht in Salzgärten, großen flachen Strecken Landes, über die das Meerwasser im Frühjahr geleitet wird. Während des Sommers verdunstet dann das Wasser und das Salz bleibt zurück. Im Herbst ist dann Salzerte.

Das Mittelmeerklima ist ein Uebergangsklima zwischen dem Klima der großen Wüste im Süden und unserem gemäßigten. Während bei uns die Niederschläge an keine Jahreszeit gebunden sind, regnet es in der Wüste nur in gewissen Jahreszeiten. Im Sommer dehnt sich die Wüste mit ihrem Klima auch über das Mittelmeergebiet aus. Charakteristisch dafür ist die große Hitze und dabei die Trockenheit der Luft, die das Ertragen der Hitze eher erträglich macht, als wenn die Feuchtigkeit die Luft schwängert und dann die drückende Schwüle erzeugt, die für unsere Sommer mitunter so unangenehm ist. Der Winter bringt in den Mittelmeergebieten ein sehr wechselndes Wetter; die Temperatur ist milde, es regnet sehr viel. Dabei treten oft plötzliche Regenschauer mit orkanartigen Stürmen auf, die auch wohl ein kurzes Schneegestöber mit sich führen. Sogar Fröste treten auf, die jedoch stets sehr kurz und vorübergehend sind. Im allgemeinen sinkt die Temperatur fast nie unter den Eispunkt. Geht man in die Gebirge hinauf, so nimmt das Klima einen rauheren Charakter an; es nähert sich mehr und mehr unserem nordischen, so daß man im Mittelmeergebiete Gegenden findet, die ganz den Charakter unserer nordischen Landschaften tragen.

Jedem Beobachter fällt auf, daß die Mittelmeergebiete, die einst die Stätten hoher Kultur waren, sich allgemein in einem Kulturrückgang befinden und keinesfalls an die westeuropäische Kultur mehr heranreichen. Manche Autoren haben das auf die wachsende Trockenheit zurückgeführt, die angeblich das Mittelmeer beherrscht und je länger desto mehr überziehen soll. Das ist aber nicht der Fall; Beweise dafür, daß sich die Feuchtigkeit der Mittelmeergebiete geändert hat, existieren nicht; dafür aber gibt es Beweise, daß das Klima sich nicht geändert hat, vor allen Dingen in der Landwirtschaft, die absolut nicht erkennen läßt, daß ein Rückgang in der Fruchtbarkeit des Landes eingetreten ist.

Ein weiteres, dem nordischen Beobachter besonders auffallendes Moment ist, daß man im Mittelmeergebiete keine Verwitterung des Bodens findet, wie man sie bei uns auf Schritt und Tritt zu sehen gewohnt ist. Die Landschaft bevorzugt daher die scharfen Profile. Dennoch ist eine Verwitterung in geringem Maße vorhanden, auch hier wieder als Bindeglied zwischen dem gemäßigten Klima und der Wüste auftretend, wo die Verwitterungsschicht ja ganz fehlt. Die Verwitterung wird durch das Zusammenwirken von Wärme und Feuchtigkeit unterhalten. Die Wärme ist da, aber die Feuchtigkeit fehlt. In den Mittelmeergebieten fehlt sie auch im Sommer. Und wenn im regenreichen Winter die Verwitterung beginnt am Gestein zu nagen, dann wäscht der nächste orkanartige Regen die ganze Humusschicht hinweg. Diese Verwitterung ist nun zweifellos gegen früher im Rückgang begriffen. Das Land, das

*) dasselbe, besonders Dietriche. *) Brecheisen. *) Stahlschiene zum Durchbrechen der Geldschranke an den Rändern. *) verstedt.

*) Nach einem Vortrage von Prof. Philip Johnson-Halle im Wissenschaftlichen Verein der Berliner Urania.

häufig durch Kriege und Fehden heimgeführt war, wurde lange der Bedauung entzogen, so daß die fehlende Vegetation den Humus nicht festhielt. Der Regen konnte ihn leicht abschwemmen. Die Verteilung des anbaufähigen Bodens hat daher eine oasenartige Form angenommen, sich auch hierin wieder der Wüste nähernd. Die Flüsse bilden vielfach breite Schuttbetten, die oft nur wochenlang Wasser führen oder gar nur mehrere Stunden, weil in ihnen das Wasser rasch abfließt, Boden, Schlamm und Steine mit sich führend. Ehe aber diese Stoffe zum Meere abgeführt werden können, verfließt das Wasser, und so bilden die Strombetten ein wildes Chaos von Geröll und Schutt. Für den Verkehr bedeuten diese Flüsse naturgemäß erst recht nichts. Da sie infolgedessen auch für die Wasserversorgung nicht in Betracht kommen, so richtet sich die Lage der Siedelungen nach der Lage der Quellen. Diese spielen daher in den Mittelmeergebieten eine ganz andere Rolle als bei uns. Sind irgendwo viele Quellen vorhanden, dann finden wir dort auch viele Dörfer, für die die Quelle in der Tat eine Lebensfrage ist.

Die Flora besteht im wesentlichen aus immergrünen Gartlaubgewächsen (Korbeer, Delbaum usw.) und Nadelhölzern. Der Wald gedeiht in den Mittelmeerländern unter recht ungünstigen Bedingungen; Entwaldungen sind daher dort kaum wieder gut zu machen. Wo erst einmal die Vegetation verschwunden ist, da spült der Regen die Krume weg. Nur in den Gebirgen sind die Existenzbedingungen für den Wald besser, weil sich das Klima dem unserer mehr nähert. Man trifft in den Mittelmeergebieten eine Art Buschwälder, die nach dem Orient mehr in Dornensträucher und niedrige Halbsträucher übergehen. Die Hauptkulturpflanzen sind das Getreide, und zwar vornehmlich Gerste und Weizen, der Delbaum und der Weinstock. Der Olivenbaum ist ein sehr dankbares Gewächs; er gedeiht ohne Pflege und auch noch überall dort, wo nichts anderes mehr wächst; er liefert den Mittelmeerbewohnern die nötige Fettmahrung. Denn Fleischmahrung ist in diesen Gebieten wenig verbreitet und Butter kennt man nur aus dem Norden her. Das Olivenöl muß daher das Fleischfett ersetzen. Der Weinstock gedeiht in diesen Gegenden aufs Beste. Er trägt hier eine Fülle, wie wir sie bei uns nicht kennen. Er liefert nicht bloß das tägliche Hausgetränk, sondern auch noch die massenhaft getrockneten Beeren, die Rosinen.

Neben diesen Hauptkulturpflanzen gibt es aber noch eine ganze Menge eingeführter Fremdlinge, die früher nicht bekannt waren. Hauptsächlich diese sind es, die der Landschaft ein anderes Gepräge geben als früher und das jetzige Landschaftsbild gegen das des Altertums völlig verändert haben. Unter diesen neu eingeführten Kulturpflanzen ist besonders zu nennen die Baumwolle, der Reis, der Tabak, Maulbeerbäum, Orangen- und Zitronenbaum. Sie müssen freilich in Gärten, in bewässerten Landschaften angebaut werden. Auch darin bieten die Mittelmeergebiete wieder die Bindeglieder zwischen Wüste und gemäßigten Klimaten. In der Wüste und der heißen Zone ist die künstliche Bewässerung die Regel, während sie bei uns gar keine Rolle spielt.

Alle die erörterten Unterschiede beeinflussen naturgemäß die politische, soziale und ethische Kultur der Länder ganz erheblich. Wo der einzelne nicht durch sich allein und unabhängig von der Gesellschaft leben kann, da finden wir straff organisierte Staaten, die die Leistungen übernehmen, die die Kultur des Landes erfordert, zum Beispiel die künstliche Bewässerung. Die Mittelmeerländer dagegen haben diese straffe Organisation für ihren Kulturzustand nicht mehr so nötig; hier herrscht deshalb auch größere Freiheit und Unabhängigkeit von der Staatsorganisation. In den Wüstenländern ist die Viehzucht mehr nomadisch, losgelöst von der Landwirtschaft, während bei uns Landwirtschaft und Viehzucht zusammenarbeiten müssen, um gute Erfolge zu erzielen. In den Mittelmeergebieten finden wir wieder eine Mittelstellung. Wir sehen, daß die Viehzucht im Sommer nomadenartig betrieben wird, indem die Hirten auf die Werge ziehen, während sie im Winter ins Tal kommen, um Schutz gegen die rauhe Bitterung da oben zu suchen.

In den Mittelmeergebieten herrscht in den Erwerbsverhältnissen die Landwirtschaft vor, während die Rohstoffproduktion zurücktritt. Die Landwirtschaft hat sich zu einer großen Kultur entwickelt, die selbstverständlich bevorzugt, was am meisten abwirft. Wir finden daher, daß diese Länder nicht mehr genug Getreide produzieren, um den eigenen Bedarf zu decken. Die dortige Landwirtschaft pflegt vielmehr den Bau lohnenderer Exportpflanzen. Als solche fungieren hauptsächlich Wein, Rosinen, Südfrüchte und Seide, wovon letztere ja eigentlich auch noch eine Art Pflanzenkultur bedingt.

In der Natur der Mittelmeergebiete finden noch manche andere wirtschaftlichen und viele sozialen Zustände ihre Erklärung, auf die alle einzugehen hier unmöglich ist. Es mag nur einiges erörtert werden, das sich auf die Verbreitung der Völker und ihre Kultur bezieht. Die reichliche Gliederung des Landes ist wesentlich durch die Gestaltung des Meeres bedingt. Die angrenzenden Landmassen haben gerade an unserem Mittelmeer ungeheure Hinterländer, die mannigfacher Beeinflussung fähig sind. Geographisch trennt diese das Meer von einander, verbindet andererseits aber die Küsten durch die sich entwickelnde Schifffahrt. Verbindend wirkt auch wieder die Einheitslichkeit des Klimas der Mittelmeergebiete. In ähnlicher Weise gibt es eine große Menge von trennenden, isolierenden und andererseits auch wieder vereinigenden Tendenzen, die in mannigfacher Weise ineinandergreifen und große Entwicklungsmöglichkeiten hervorbringen können. Die Längsachse des Meeres bildet eine Scheidelinie zwischen Semiten und

Semiten. Die Querschäse tritt in Geltung in dem östlichen Weltreiche Alexanders des Großen und dem westlichen Reiche, wie es die Karthager wenigstens zu errichten versuchten. Eine Zusammenfassung existiert allerdings in dem römischen Reiche, dessen Entwicklungsstadien sich aber bei seinem Zerfall in das oströmische und weströmische Reich mit der Scheidung in den Machtbereich der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen Kirche nicht verleugneten. Diese Scheidung besteht ja noch jetzt. Sodann tritt aber auch wieder eine nord-südliche Trennung hervor in der Scheidung zwischen christlicher und mohammedanischer Bevölkerung, die ja nicht bloß eine religiöse Scheidung ist, sondern eine eminent wirtschaftliche und soziale.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um den gewaltigen Einfluß der Natur des Mittelmeergebietes auf seine Bewohner aufzuzeigen.

In der jetzigen Zeit haben diese Einflüsse an Bedeutung verloren. Im Altertum war das Mittelmeer ja das Zentrum der Kulturwelt, namentlich zur Zeit des Römerreiches. Seit dem Auftreten des Islams ist das aber ganz anders geworden. Der Norden hat den höheren Kulturzustand errungen, und von ihm strahlt nun seit Jahrhunderten eine eigene Kultur aus, die ihre Kraftwirkungen auch nach den fernen überseeischen Ländern sendet. f. l.

Unsinn, den wir reden.

Gemeint ist hier nicht der Unsinn, den wir Menschen nur bei besonderen Gelegenheiten von uns geben, wenn wir etwa über Dinge reden, von denen wir nichts verstehen. Gemeint ist hier vielmehr der Unsinn, den wir sozusagen immer reden und den doch keiner merkt, deshalb nämlich, weil die Ausdrücke und Wendungen, die wir zur Bezeichnung bestimmter Sachverhältnisse und Gedankenverbindungen gebrauchen, den Sinn, den wir mit ihnen zum Ausdruck bringen wollen, „eigentlich“ gar nicht haben, vielmehr, genau genommen, etwas ganz anderes und oft gerade das Gegenteil von dem bedeuten, was wir mit ihnen zum Ausdruck bringen wollen. Solcher un- und widersinniger Ausdrücke und Wendungen gibt es in unserer deutschen Sprache, wie nebenbei auch in jeder anderen, gar nicht wenige. Das „sachte Rücken von Ort zu Ort“, das nicht nur Gesetz und Rechte, sondern auch die Bedeutungen von Wörtern und Redewendungen von jeher an sich hatten, hat sie geschaffen und der Sprachgebrauch hat diese Entwicklungen geheißigt. Es hätte darum weder Aussicht noch Berechtigung, solchen eingebürgerten Sprachgebrauch nur darum, weil sie „eigentlich“ unsinnig sind, den Krieg erklären und sie aus unserer Sprache ausmerzen zu wollen; aber von Interesse ist es mitunter doch, ihnen nachzugehen und zu erkennen, wie in unserer Sprache ein Kobold festsitzt, der sich über uns lustig macht, ohne daß wir für gewöhnlich merken und ahnen. Von einigen dieser Wörter und Wendungen, aus denen man ihn deutlich hören kann, soll im folgenden die Rede sein.

„Ein durch und durch anständiger Mensch!“ Sicher freuts jeder, der sich zufällig so nennen und rühmen hört, es müßte denn gerade von einem geschäftlichen Nebenbuhler sein, in welchem Falle solches Lob einen verdächtigen Beigeichmack hat. Und doch ist es „eigentlich“ heller Unsinn, von anständigen Menschen zu reden. „Anständig“ kommt nämlich von anstehen und geht in dieser Anwendung auf den Sprachgebrauch zurück, durch den von Kleidern, Handlungen, Bestimmungen und ähnlichen inneren und äußeren Merkmalen und Betätigungen eines Menschen gesagt wird, daß sie ihm „wohl anstehen“ oder ihm „wohl anständig“ sind. Dieses „wohl“ ist später ausgelassen worden und man sprach also von anständigen Sitten, Reden und sonstigem Tun; immer ist dabei stillschweigend vorausgesetzt, daß solches Tun der Person, von der es geübt wird, „ansteht“ oder „anständig“ ist — und da nun einmal niemand sich selbst wohl anstehen, sich selbst anständig sein kann, so ist klar, daß es „eigentlich“ Unsinn ist, wenn man jemand mit dieser ehrenden Bezeichnung bedenkt.

„Ich habe mich überzeugt“ . . . „Nein, Verehrtester!“ Das haben nicht Sie und hat noch keiner vor oder nach Ihnen getan; Sie reden Unsinn!“ Aus einem einfachen Grunde nämlich: „überzeugen“ stammt, wie so viele andere Wörter und Wendungen des täglichen Lebens aus der Sprache des alten deutschen Rechts. Dieses war nun nach unseren Begriffen keineswegs musterhaft, es litt besonders an einer weitgehenden Herrschaft der äußeren Formen, was unter anderem auch darin zutage trat, daß es für die Urteilsfindung im Gerichtsverfahren ausschließlich auf die Zahl, gar nicht aber auf Wert und Glaubwürdigkeit der Zeugen ankam. Wer vor dem Richter die größere Zahl von Zeugen aufbringen konnte, mochten sie auch offensichtlich von ihm abhängig und bestochen sein, hatte seinen Gegner „überzeugt“, also durch die größere Zahl der Zeugen überwunden und damit den Rechtsstreit gewonnen; wie aber jemand sich selbst überzeugen kann, ist nach diesen Darlegungen wohl einigermaßen unklar, es ist eben wiederum, genau genommen, Unsinn, den aber unsere Vorstellung dadurch zum Sinn gewandelt hat, daß sie dem ursprünglichen Begriff des äußeren Obfiegens durch die größere Zahl der Zeugen eine damit begreiflichere Weise oft Hand in Hand gehende Wirkung, nämlich die Übereinstimmung der Meinung oder des Glaubens untergeschoben hat. So hat dann weiterhin das Wort „Überzeugung“ überhaupt den Sinn eines festen Glaubens erlangt, den wir ihm heute allein

noch heiligen, und es braucht sich darum auch niemand seine verschiedenen „heiligen Ueberzeugungen“ durch solche sprachgeschichtliche Aufklärung rauben zu lassen.

„Du tust unrecht, immer nur nach deiner Gewohnheit zu handeln; du solltest vielmehr deiner Pflicht folgen!“ So hat sich gewiß auch schon mancher würdiger Vater von Eltern oder Lehrern mahnen lassen müssen und dabei nicht gewußt, daß er den würdigen Vätern eigentlich einen „Unfinn an den Kopf werfen“ konnte. Wer seiner „Gewohnheit“ folgt, tut nämlich ohnedies schon, sprachlich betrachtet, gar nichts anderes als seine „Pflicht“; denn Pflicht kommt von pflegen, genau wie Schlacht von schlagen oder Geschichte von geschähen, bedeutet also von Hause aus genau dasselbe wie Gewohnheit, und es ist erst ein späterer, jetzt freilich allgemein üblicher Sprachgebrauch, der die Bedeutung des Wortes anstatt auf die Tatsächlichkeit des gewohnheitsmäßigen Handelns auf jene zunächst nur gedachte Gewohnheit richtet, die einem bestimmten Menschen durch seine Stellung oder ausdrückliche Ermahnung vorgeschrieben oder auferlegt wird und die dann allerdings mit der Wirklichkeit keineswegs übereinzustimmen braucht. Ähnliche Bedeutungsentwicklungen von Wörtern, die „Gewohnheit“ bedeuten, kommen übrigens auch in anderen Sprachen vor.

„Der König von Griechenland will abdanken“, konnte man in den letzten Monaten des öfteren in den Zeitungen lesen. Ein Genau genommen müßte man beim Aufstuden dieser Redensart immer fragen: Wen? „Abdanken“ heißt nämlich von Hause aus: „mit einem Dank verabschieden“; es ist also klar, daß auch ein König immer nur einen anderen, nicht aber sich selbst oder, in der heutigen Anwendung des Wortes ohne rücksichtsloses Fürwort, selbst abdanken kann. Wenn man früher von einem „abgedankten Offizier“ sprach, lag diese ursprüngliche Bedeutung noch klar zutage; es bedurfte einer starken Verdunkelung, ja völliger Verkehrung dieses ursprünglichen Sinnes, damit das Wort in der heutigen Weise zur bloßen Bezeichnung des wenigstens der Form nach freiwilligen Rücktritts von einem Amte oder einer Stellung gebraucht werden konnte.

„Gott sei Dank, endlich sind alle meine Gläubiger bezahlt!“ Glücklich der Mann, der so sprechen kann; aber „eigentlich“ ist's doch wieder ein Unfinn. „Bezahlen“, d. h. aufzahlen, kann man nämlich offenbar im eigentlichen Wortsinne nur Geldsummen, aber nicht seine Gläubiger; oder wenn würde damit wohl gebient sein? Daß man heute dennoch sowohl seine Gläubiger wie seine Schulden bezahlen kann, beruht also wieder auf einer Bedeutungsverchiebung oder richtiger auf einer freilich sehr naheliegenden Bedeutungsweiterung, indem das Wort bezahlen einen zweiten Sinn erlangte, in dem es „durch Zahlen befriedigen“ bedeutet.

Es wäre ein Leichtes, noch weitere Beispiele dieser Art anzuführen, wie in der Sprache Sinn und Unfinn sich nahe berühren, wie eine später entstandene Nebenvorstellung den ursprünglichen Sinn eines Wortes verdunkeln, ja geradezu auslöschen und schließlich das Wort scheinbar zum Unfinn machen kann; scheinbar, weil eben die ursprüngliche und allgemeine Bedeutung des Wortes in solchem Falle gar nicht mehr als Vorstellung in uns lebendig, sondern die spätere abgeleitete Bedeutung an ihre Stelle getreten ist. In manchen Fällen, wie wenn wir etwa vom „Besetzen eines Amtes“ oder vom „Verehren eines Geschenkes“ reden, fühlen wir das Unsinnsige der Redewendung wohl noch durch und wissen, daß wir eigentlich sagen wollen, der Gemeinte sei mit dem Amte oder richtiger gesagt mit den Abzeichen seines Amtes besetzt, sind uns bewußt, daß wir einen Menschen durch ein Geschenk und nicht das Geschenk selbst „verehren“ wollen. Wer in solchen Fällen die Redensart noch als sinnlos empfindet, wird sie gern zu vermeiden suchen; im allgemeinen aber werden wir solche „unsinnigen“ Redewendungen gar nicht vermeiden können, weil wir uns eben eines Widersinns gar nicht bewußt werden, weil das geheimnisvolle und so schwer zu erkennende Vorstellungsleben, das im Sprachgebrauch seinen Ausdruck findet, längst den Unfinn zum Sinn und zur Verunft gewandelt und ihm damit Daseinsrecht in unserer Sprache verliehen hat.

Vom Gehorchen der Kinder.

Es gibt in unserer Zeit der Umwertung so mancher Werte eine große Anzahl von Worten, die fast nicht mehr ausgesprochen werden dürfen, ohne daß das Innerste eines freidenkenden Menschen sich dagegen aufbäumt. Dazu gehört das Wort Gehorsam. Es ist wie ein abgegriffenes, beschnittenes oder gefälschtes Geldstück, das keinen Kurzwert mehr hat. Der Gehorsam gehört zu den verdächtigen Tugenden; denn Pfaffenlippen und die Macht derer, die um die Throne stehen, haben etwas Hündisches daraus gemacht und aus dem Wort eine Kette geschmiedet. Wir wollen nicht mehr vom Gehorsam hören, weil damit entschieden viel Unheil und Gemeinheit in der Welt angerichtet wurde. Dabei wissen wir genau, daß die hinter dem Wort liegende Sache gleichbedeutend mit einer hohen sozialen Tugend ist; gleichbedeutend mit dem freiwilligen, aus der Erkenntnis entspringenden Unterordnung, ohne die nicht der kleinste Streit, nicht der kleinste Wahlkampf sich denken läßt. Die Bestimmungen hätten ohne die freiwillige Unterordnung der Minderheit gar keinen Sinn.

Alles das ist freiwillige Unterwerfung aus Einsicht zugunsten der Gesamtheit. Wir nennen es Solidarität.

Aber gibt es nicht etwas, wo wir um das Wort Gehorsam in der Bedeutung der unfreiwilligen Unterwerfung einfach nicht herumkommen? Sicherlich! Keine noch so berechtigte Abneigung gegen das Wort schafft diese Tatsache aus der Welt.

Ich meine bei der Kindererziehung. Manche Theoretiker der Kindererziehung, oder manche bürgerliche Wortführer des „Jahrhundert des Kindes“ a la Ellen Key werden hier schon aufspringen. Sie mögen ruhig sitzen bleiben. Wir haben uns gegen jede falsche Sentimentalität ebenso zu wehren, wie gegen brutale Verstandlosigkeit. Das Erzwingen des Gehorsams ist in den ersten Lebensjahren des Kindes ein unentbehrliches Mittel der Erziehung, besonders in den zwei ersten Jahren. Wohlverstanden nur ein Mittel und nur ein Weg. Das Ziel ist die Freiheit.

Dieser Weg ist unumgänglich, weil wir in den ersten Kinderjahren auf die Einsicht des Kindes fast gar nicht wirken können. Einfach deswegen, weil sie noch nicht da ist. Wir dürfen uns nicht verbeulen — und wer je Kinder zu erziehen hatte und es sich dabei fauer werden ließ, weiß das — daß es sich bei der Erziehung z. B. des Kindes beim Uebergang ins erste Lebensjahr, wo der Bewegungsdrang und die Lust, die Welt einer Umgebung zu entdecken, sehr groß sind, um nichts weniger als einen regelrechten Kampf zwischen Eltern und Kind handelt. Dabei kann man die Bemerkung machen, daß, je ernster wir es in diesem Kampf nehmen und alle Mittel äußerer Uebermacht verschmähen, desto stärker nicht nur der Einfluß auf das Kind, sondern auch der ungewohnte Einfluß des Kindes auf uns ist. Bei dieser äußerst wichtigen Erziehung des Kindes zum Gehorsam spielt die Intelligenz der Eltern eine viel geringere Rolle als der Charakter. Daß dabei Verhältnisse, wie sie in Arbeiterfamilien oft unvermeidlich sind, wie die notwendige Abwesenheit von Vater oft auch noch der Mutter hindern und lähmend im höchsten Grade wirken, das liegt auf der Hand. Deshalb ist auch die Kindererziehung nur ein großer ungeheurer wichtiger Teil der sozialen Frage überhaupt.

Aber es gilt, mit den derzeitigen Umständen zu rechnen, und da ist vor allem auf die große Gefahr hinzuweisen, die bei der Erziehung zum Gehorsam zu umgehen ist, nämlich einerseits das schwächliche Nachgeben der Eltern, weil es „doch noch so ein kleines Kind ist“, oder andererseits grobes Zufahren und Zuschlagen, weil es „doch so ein böses Kind ist“.

Die innere Arbeit bei der Erziehung des Kindes zum Gehorsam erfordert außerordentlich viel Hingabe und Charakterstärke. Kein einjähriges Kind weiß z. B., weshalb es eine gefüllte Kaffeetasse nicht angreifen soll, weshalb es nicht an seinen Lieblingsplatz, die Kohlenkiste, gehen soll usw. Der bekannte theoretische Rat, alle Gegenstände zu entfernen, die das Kind nicht berühren soll, scheitert an der Praxis des häuslichen Lebens. Es gibt nur eines: dem Kind klar zu machen, daß es dieses und jenes eben nicht tun darf und zwar unter keinen Umständen tun darf. Das „warum“ kann ihm unmöglich erklärt werden. Es ist in dieser Beziehung noch gänzlich unzugänglich, obwohl es Mütter genug gibt, die eine direkt unsinnige Meinung von der Einsicht ihres Sproßlings haben, und auf alle Enttäuschungen in dieser Richtung mit Hieb antworten. Am allerbesten ist die Erzwingung des Gehorsams durch einen bestimmten, ruhigen Zuruf. Kinder sind außerordentlich empfänglich für Stimmunterschiede der Stimme und Modulation der Sprache. Das schneidende energische Wort „Nein“, immer im richtigen Moment ausgesprochen, kann Wunder wirken. Es handelt sich dabei nur darum, daß die Eltern konsequent sind. Verhängnisvoll ist es, wenn man in diesem Alter von einem Jahr, wo das Kind von Ja und Nein des Lebens zu lernen hat, morgens verbietet, was man ihm nachmittags erlaubt. Man verwirrt so den kleinen Menschen und untergräbt selbst seinen Einfluß. Niht Zuruf oder energisches Wegholen nichts, dann gibt es nur noch einen Ausweg: die Hand. Aber vorher sollte man alle nur mögliche Geduld aufwenden. Je seltener der Schlag, desto tiefergehender wirkt er. Das blöde Wort: „Wir sind auch gehauen worden und sind etwas geworden!“, das man überall hört, in Arbeiterkreisen wie in der Bourgeoisie, ist eine namenlos rohe Entschuldigung für mangelnde Geduld.

Bei der Erziehung des Kindes zum Gehorsam ist der natürliche Schutz der Wille der Eltern, die das Beste ihrer Kinder suchen, und an diesem Willen muß es erstarren lernen, bis es aus Einsicht selbst sein Bestes suchen kann. Dabei darf aber niemals der Wille des Kindes gebrochen werden, wie es in der „guten alten Zeit“ hieß. Im Gegenteil, er soll so stark als möglich werden. Das kann er nur — um modern zu reden — in Angliederung an eine Macht und an eine Organisation. Das ist die Familie.

Und so stellt sich die Gehorsamsfrage bei der Erziehung auch als eine andere Art von Solidarität dar, für die im Kinde langsam das Verständnis zu wecken ist. So sehr man des Kindes freie Persönlichkeit zu achten hat, und so sehr der Gedanke zu verworfen ist, Kinder seien „Eigentum“ der Eltern, so sehr müssen wir von dem kleinen Weltbürger in seinem eigenen Interesse verlangen, daß er die Ordnung der Familie respektieren lernt, in die er hineingeboren ist. Daß bei alledem das Kind nicht durch fortwährendes Verbieten und Nörgeln Schaden leidet, sondern auch im Gehorsam seine Bewegungsfreiheit hat, das ist das schwerste Stück der Selbsterziehung der Eltern, die immer mit aller Kindeserziehung Schritt für Schritt einhergehen muß.

A. B.